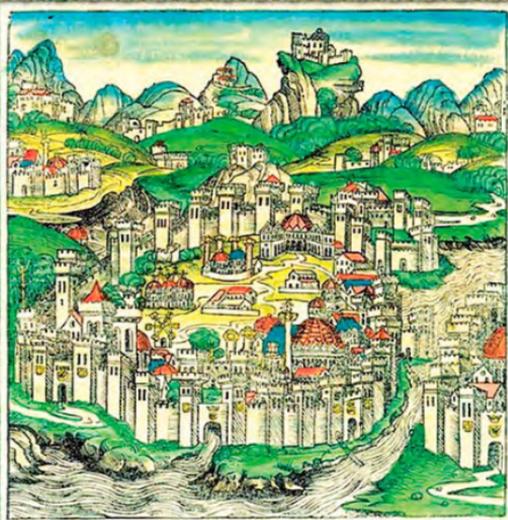


MIKA
WALTARI



JOHANNES
ANGELOS



KUEBLER VERLAG

Mika Waltari
Johannes Angelos
Kuebler Verlag

DER AUTOR

Mika Waltari (1908–1979) gehörte zu den produktivsten finnischen Autoren des 20. Jahrhunderts. Er ist in seiner finnischen Heimat nach wie vor äußerst populär und hat dort den Status eines modernen Klassikers. Sein Werk umfasst rund hundert Titel, darunter Romane, Erzählungen, Theaterstücke, Reiseberichte, Drehbücher und Hörspiele. Im Ausland wurde er besonders durch seine historischen Romane bekannt, denen oftmals der Sprung auf die Bestsellerlisten gelang (*Sinuhe der Ägypter*, *Michael der Finne*, *Michael el-Hakim*, *Johannes Angelos*, *Turms der Unsterbliche*, *Minutus der Römer* und andere). Sie zeichnen sich sämtlich durch sorgfältige Recherche aus und schildern auf packende Weise menschliche Schicksale in verschiedenen Epochen.

DER ROMAN

Im Dezember 1452, ein halbes Jahr vor dem Fall Konstantinopels und dem Ende des tausendjährigen Byzantinischen Reiches, kommt ein Fremder nach Konstantinopel, ein »Lateiner«, der sich auf Französisch Jean Ange, auf Griechisch Johannes Angelos nennt. Seine Herkunft liegt im Dunkeln; man weiß nur, dass er lange am Hof des Osmanensultans Mehmed gewohnt hat. Johannes schließt sich den Verteidigern der Stadt an und wird zum engsten Mitarbeiter des genuesischen Söldnerkommandanten Giovanni Giustiniani, der sich mit seinen Soldaten in den Dienst des byzantinischen Kaisers gestellt hat, denn tagtäglich erwartet man den Angriff des übermächtigen osmanischen Heeres. Johannes verliebt sich in Anna Notaras, die Tochter des Anführers der türkenfreundlichen Partei am byzantinischen Kaiserhof. Ihr enthüllt er schließlich auch das Geheimnis seiner Herkunft ...

Der in Tagebuchform verfasste Roman schildert auf packende und eindringliche Weise die letzten Monate

des Byzantinischen Reiches und führt die Geschichte des Johannes Peregrinus fort.

DER HERAUSGEBER

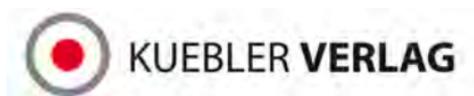
Die Reihe »Mika Waltaris historische Romane« wird von Andreas Ludden betreut und herausgegeben, der die Romane auch teilweise neu übersetzt hat. Er gilt als Kenner der Werke Waltaris und lehrt Finnisch am Baltischen Institut der Universität Münster.

Mika Waltari

Johannes Angelos

Sein Tagebuch von der Eroberung Konstantinopels
im Jahre 1453 am Ende des Zeitalters Christi

Ungekürzte Übersetzung aus dem Finnischen
von Andreas Ludden



Mehr Informationen: www.kueblerverlag.de

Impressum

1. Auflage

Copyright © 2015 by Kuebler Verlag
GmbH, Lampertheim

© The Estate of Mika Waltari and WSOY, Helsinki

Finnischer Originaltitel: *Johannes Angelos: hänen päiväkirjansa Konstantinopolin valloituksesta v. 1453 Kristuksen maailmanajan päättyessä.*

Die erste Auflage erschien 1952 im Verlag W. Söderström OY (WSOY), Porvoo und Helsinki.

Übersetzt nach der 10. Auflage 2010,

ISBN 978-951-0-20745-1

Aus dem Finnischen übersetzt von Andreas Ludden

Herausgeber der Reihe »Mika Waltari«: Andreas Ludden

Umschlaggestaltung: Daniela Hertel, Grafissimo!

unter Verwendung der Abbildung

»Constantinopel« aus der

Schedel'schen Weltchronik von 1493,

Hintergrund von © LeitnerR – Fotolia.com,

ISBN Druckausgabe 978-3-86346-076-1

ISBN Digitalbuch, PDF 978-3-86346-243-7

Die Übersetzung wurde gefördert von

FILI – Finnish Literature Exchange, Helsinki.

FILI
FINNISH LITERATURE EXCHANGE

12. *Dezember 1452*

Ich sah dich zum ersten Mal und sprach mit dir.

Es war, als wäre ein Erdbeben über mich hinweggegangen. Alles wankte in mir, die innersten Gruben meines Herzens brachen auf, und ich kannte mich nicht wieder.

Ich war vierzig Jahre alt und glaubte, nun im Herbst des Lebens zu stehen.

Ich war viel umhergewandert, hatte viel erlebt und viele Leben durchlebt.

Gott hatte in mancherlei Gestalt zu mir gesprochen; Engel waren mir erschienen, aber ich hatte ihnen nicht geglaubt.

Als ich dich sah, glaubte ich, da mir nun ein solches Wunder widerfahren war.

Ich sah dich vor der Sophienkirche, bei den Bronzetoren. Sie kamen alle aus der Kirche heraus, in der vorgeschriebenen zeremoniellen Ordnung, nachdem Kardinal Isidor auf Lateinisch und Griechisch die Ver-

einigung der Kirchen verkündet hatte. Da herrschte eisige Stille in der Kirche. Sodann leitete er eine glanzvolle Messe und las dabei auch das Glaubensbekenntnis. Als er zu dem Zusatz »und vom Sohne« gekommen war, schlugen viele die Hände vor das Gesicht, und auf den Emporen hörte man die Frauen bitterlich schluchzen. Ich stand in dem Gedränge im Seitenschiff neben einer grauen Säule. Als ich sie mit meiner Hand berührte, spürte ich, dass sie feucht war, so als hätte selbst die steinerne Säule kalten Schmerzschweiß ausgeschwitzt.

So kamen sie alle aus der Kirche heraus, in der seit Jahrhunderten vorgeschriebenen zeremoniellen Reihenfolge, in ihrer Mitte der Basileus, Kaiser Konstantin, ernst und aufrecht, das schon ergraute Haupt unter den goldenen Bügeln seiner Krone. Sie kamen, und der Kleiderstoff jedes Einzelnen von ihnen, samt jeweiliger Farbe und Schmuck, all das war zeremoniell festgelegt, bei den Beamten vom Palast zu Blachernae, den Ministern, Logotheten und Anthypatoi, allen Senatsmitgliedern und den ihnen folgenden Archonten von Konstantinopel, geordnet

nach Herkunft und Geschlecht. Keiner hat es gewagt, demonstrativ nicht zu erscheinen. Zur Rechten des Kaisers ging sein Staatssekretär Sphrantzes, der mit seinen kaltblauen Augen das Volk betrachtete. Ihn kannte ich nur allzu gut. Unter den Lateinern erkannte ich auch den Bailo der Venezianer und so manchen anderen wieder.

Megadux Lukas Notaras, den Großherzog und Befehlshaber der kaiserlichen Flotte, hatte ich bisher noch nicht gesehen. Er war einen Kopf größer als die anderen, ein dunkler und hochmütig auftretender Mann. In seinen Augen blitzte Spott auf, gepaart mit Intelligenz, während sich in seinem Antlitz dieselbe sehnsuchtsvolle Melancholie widerspiegelte, die für die Angehörigen der alten griechischen Geschlechter typisch ist. Als er aus der Kirche trat, machte er einen erhitzten und zornigen Eindruck, so als könnte er die furchtbare Schande nicht ertragen, die seine Kirche und sein Volk nun erleiden mussten.

Die Farben der Gewänder, das griechische Blau und Weiß, die mit Gold und Perlen besetzten Zeremonialmäntel und die verschiedenfarbigen Edelsteine blen-

deten das Volk. Die Sonne schien, und auf dem Platz vor der Kirche stand das Volk dicht gedrängt. In der Menge waren bärtige, bald verzweifelt, bald grimmig dreinblickende Mönche in ihren schwarzen Gewändern und ihren hohen schwarzen Kapuzen, fanatisierte Handwerker und Kaufleute, Seeleute vom Hafen und Fischer. Aber die meisten waren Mönche. Jeder Dritte, der mir auf den Straßen entgegenkam, war ein Mönch. Schon Hunderte von Kirchen gehörten zu Klöstern, sodass der vom Papst anerkannte Patriarch, Gregorios Mamas, welchen das Volk nur den falschen Patriarchen nannte, eigentlich nur noch über sieben Kirchen gebot.

Als die Reitpferde an den Zügeln herangebracht wurden, entstand ein Tumult; aus dem Volk begannen Rufe zu ertönen, darunter auch Flüche über die Lateiner. »Weg mit den unerlaubten Zusätzen! Nieder mit der Papstherrschaft!«, rief man. Ich wollte nicht hinhören. Das alles hatte ich schon bis zum Überdruß in den Tagen meiner Jugend gehört. Aber die Wut und Verzweiflung des Volkes war wie ein Sturmgewitter und ein Erdbeben. Bis die sangesge-

schulten Stimmen der Mönche das Volk dazu brachten, wie aus einer Kehle den einen Ruf liturgieartig zu wiederholen: »Nicht vom Sohne, nicht vom Sohne!« Es war der Tag des heiligen Spyridon von Trimythunt.

Als das Gefolge adeliger Frauen aus der Kirche nach draußen drängte, befand sich ein Teil des kaiserlichen Gefolges bereits mitten unter dem Volk, das, angestachelt vom Takt der Rufe, wogte und gegen das Gefolge andrängte. Nur in unmittelbarer Nähe der heiligen Gestalt des Kaisers war noch freier Raum. Konstantin saß bereits im Sattel, und sein Antlitz war dunkel vor Kummer. Bekleidet war er mit dem goldbestickten Purpurmantel, und an den Füßen trug er die mit dem doppelköpfigen Adler verzierten Purpurstiefel.

So erlebte ich als Augenzeuge die Verwirklichung eines jahrhundertealten Traums: die Vereinigung der östlichen mit der westlichen Kirche, die Unterwerfung der rechtgläubigen orthodoxen Kirche unter die päpstliche Gewalt und die Aufgabe des ursprünglichen, von Zusätzen freien Glaubensbekenntnisses. Dadurch, dass Kardinal Isidor die Vertragsurkunde

in der Sophienkirche öffentlich verlas, hatte diese Union nun nach mehr als einem Dutzend Jahren der Verschleppung und Verzögerungstaktik endlich Gültigkeit erlangt. Im Dom von Florenz war sie vierzehn Jahre zuvor auf Griechisch von Metropolit Bessarion, dem hochgewachsenen und rundköpfigen Gelehrten, verlesen worden. Ihn hatte Papst Eugen IV. zum Kardinal erhoben, genauso wie auch Isidor, zum Lohn für beider Verdienste um das schwierige Versöhnungswerk.

Aber das war nun schon vierzehn Jahre her. Damals, am selben Abend noch, hatte ich meine Bücher und Kleider verkauft, mein Geld unter die Armen verteilt und war aus Florenz geflohen. Fünf Jahre später nahm ich das Kreuz. Während nun das Volk lärmte, erinnerte ich mich an die Bergpfade bei Assisi und das Leichenfeld von Warna.

Als die Rufe plötzlich verstummten, blickte ich auf und sah, dass der Megadux Lukas Notaras auf eine Erhöhung vor der gelben Säulenkolonnade sprang. Mit ausgestreckten Armen gebot er dem Volk Ruhe, und der beißende Dezemberwind trug mir seinen

lauten Ruf ans Ohr: Lieber den türkischen Turban als die päpstliche Mitra!

Als das Volk und die Mönche diese trotzige Losung hörten, brach alles in frenetische Jubelrufe aus. Das griechische Volk von Konstantinopel schrie und brüllte triumphierend: Lieber den türkischen Turban als die päpstliche Mitra! Auf die gleiche Art hatten einst die Juden gerufen: Nicht diesen, sondern Barabbas!

Eine ganze Reihe Adelliger und Archonten aus dem Zeremonialgefolge scharte sich demonstrativ um Lukas Notaras und bezeugte damit, dass sie diesen unterstützten und offen dem Kaiser trotzten. Schließlich wich das Volk zurück, und der Kaiser konnte sich mit seinem kleiner gewordenen Gefolge entfernen. Das Gefolge der adeligen Frauen drängte noch immer durch das riesige Bronzetor zur Kirche heraus, löste sich aber sofort auf dem Platz in der lärmenden Volksmenge auf.

Besonders gespannt war ich darauf, wie das Volk Kardinal Isidor empfangen würde, der ja selbst Grieche war und wegen der Union schon so mancherlei Ungemach auszustehen gehabt hatte, – wohl deshalb

kam er gar nicht erst aus der Kirche heraus. Die Kardinalswürde hatte ihn nicht gerade beliebt werden lassen. Er war derselbe kleine Mann mit den pfefferfarbigen Augen und schien magerer als früher, seitdem er sich nach Art der Lateiner den Bart abrasiert hatte. Aus Ferrara und Florenz hatte ich ihn noch mit Bart in Erinnerung. Die Aufgabe eines Vermittlers ist gewiss nicht leicht. Markos Eugenikos hatte ihn verflucht und behauptet, er habe aus Kiew die Pest nach Ferrara eingeschleppt. Jedenfalls waren dort alle seine Diener an der Pest gestorben. Markos Eugenikos betrachtete das als Strafe Gottes für Isidors Verrat.

Wirr wogten die wütenden Volksmassen auf dem Platz im Schatten der mächtigen Kuppel der Sophienkirche. Im schwarzen Meer der Mönchskapuzen blinkten hier und da die farbigen Seidenmäntel und der Kopfschmuck adeliger Frauen auf, die in dem Gewühl umherirrten. Der Himmel war kalt und von bleicher Bläue, obgleich die Sonne schien.

»Lieber den türkischen Turban als die päpstliche Mitra!« Aufrichtig, aus der Fülle seines Herzens heraus, hatte Großherzog Notaras dies wohl gerufen,

aus Liebe zu seiner Stadt und zu seinem Glauben, aus Hass gegen die Lateiner.

Aber auch wenn dieses sein Wort noch so ehrlich gemeint war, so entsprang es für mich doch nur kaltblütiger politischer Berechnung. Im Angesicht der aufmüpfigen Massen legte er seine Karten offen auf den Tisch, um von der Mehrheit des Volkes Unterstützung zu erhalten. Im Grunde seines Herzens vermag kein Grieche die Union gutzuheißen, nicht einmal der Kaiser. Ihm bleibt nur nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen und die Union ausrufen zu lassen, damit der sich daraus ergebende Freundschafts- und Beistandspakt in Kraft treten kann. Dieser verpflichtet den Papst, bei drohender Gefahr seine Flotte zum Schutz Konstantinopels zu entsenden.

Die päpstliche Flotte wird bereits in Venedig ausgerüstet. Kardinal Isidor versichert, sie werde sofort in See stechen und Konstantinopel Rettung bringen, sobald die Nachricht von der Verkündigung der Union bis nach Rom gedrungen sei. Aber seinem Kaiser Konstantin rief das Volk heute ein »Apostata, Apostata!« nach. Das furchtbarste, vernichtendste Wort,

das man einem Menschen nachrufen kann. Das ist der Preis, den Konstantin für zehn Kriegsschiffe zu zahlen hat. Sofern sie überhaupt eintreffen.

Kardinal Isidor brachte bei seiner Ankunft bereits eine Handvoll Bogenschützen mit, die in Kreta und auf den anderen Inseln angeworben wurden. Die Stadttore hat man zugemauert. Die Türken haben die Umgebung verwüstet und den Bosphorus abgeriegelt. Als Stützpunkt dient ihnen die Festung, die der Sultan in nur wenigen Monaten während des Sommers an der engsten Stelle der Meerenge hat errichten lassen. Die Festung liegt auf derselben Seite wie Pera, auf der Seite der Christen also. Im Frühjahr stand an jener Stelle noch die Erzengel-Michael-Kirche. Jetzt sind die Marmorsäulen der Kirche in die Befestigungsanlage eingemauert. Sie bilden den Sockel für die Türme der Türken auf den dreißig Fuß dicken Mauern. Die Geschütze des Sultans bewachen den Bosphorus.

An all das musste ich denken, da ich bei den riesigen Bronzetoren der Sophienkirche stand. Dann sah ich sie. Es war ihr gelungen, sich von der Volksmas-

se loszureißen, und sie lief in die Kirche zurück. Ganz außer Atem war sie, und ihr Schleier war zerrissen. In Konstantinopel pflegen die adeligen Griechinnen ihr Gesicht vor Fremden zu verbergen und in Häusern zu leben, wo Eunuchen über sie wachen. Steigen sie in einen Sattel oder einen Tragstuhl, eilen ihre Diener herbei, um sie mit emporgehobenen Tüchern vor den Blicken Vorübergehender zu schützen. Die Haut dieser Frauen ist von durchsichtig schimmerndem Weiß.

Sie blickte mich an, und die Zeit stand still; die Sonne unterbrach ihren Lauf um die Erde, die Vergangenheit verschmolz mit der Zukunft, und es gab nichts anderes als den gegenwärtigen Augenblick, den einzigen Augenblick des Lebens, den selbst die habgierige Zeit nicht verschlingen kann.

Ich hatte in meinem Leben viele Frauen gesehen. Wenn ich geliebt hatte, war ich selbstsüchtig und kalt gewesen. Ich hatte genossen und selbst Genuss bereitet. Aber Liebe, das war für mich nur verachtenswerte Fleischeslust, die, ist sie erst einmal befriedigt, das Gemüt traurig stimmt. Nur aus Mitleid hatte ich

Liebe geheuchelt, bis ich nicht mehr länger konnte noch wollte.

Viele, viele Frauen hatte ich in meinem Leben gesehen, bis ich ihnen entsagte, so wie ich in vielem Anderen Entsagung geübt hatte. Frauen bedeuteten mir nur etwas Körperliches, und ich verabscheute alles, was mich an meinen Leib band.

Sie war fast von meiner Größe. Ihr Haar schimmerte hell unter der mit reichem Schmuck bestickten Kapuze. Ihr Mantel war blau und mit Silberfäden verziert. Ihre Augen waren braun, ihre Haut wie von Gold und Elfenbein.

Aber ihre Schönheit beachtete ich nicht. Nein, noch nicht. Der Blick ihrer Augen fesselte mich. Denn ihre Augen waren mir vertraut, als hätte ich sie schon einmal im Traum gesehen. Im nackten Blick ihrer braunen Augen verbrannte alles zu Asche, was gewöhnlich und nichtig war. Sie hatten sich vor Verwunderung geweitet und lächelten mir plötzlich zu. Meine Verzückung war von so glühender Klarheit, dass darin kein Platz war für irdische Begierde. Mir war, als hätte mein Körper auf die gleiche Weise zu

leuchten begonnen, wie ich es in meiner Jugend auf dem Berg Athos gesehen hatte, wo heilige Mönche, die dort über steilen Abgründen in ihren Einsiedeleien hausten, in der Dunkelheit der Nacht ein überirdisches Licht ausstrahlten, als wären sie Lampen. Und dieser Vergleich ist keine Heiligenlästerung, denn in jenem Augenblick war das Wunder der Wiederkehr mir heilig.

Wie lange, weiß ich nicht. Vielleicht nur jenen Atemzug lang, der im letzten Augenblick die Seele den Leib verlassen lässt. Wir standen nur wenige Schritte voneinander, aber einen Seufzer lang standen wir auf der Schwelle, die das Zeitliche mit dem Ewigen verbindet, gleichsam wie auf der scharfen Schneide eines Schwertes. Dann kehrte ich in die Grenzen des Zeitlichen zurück. Ich musste reden. Ich sagte:

»Hab keine Angst. Wenn du willst, begleite ich dich sicher zu deines Vaters Haus.« An ihrer Kapuze sah ich, dass sie unverheiratet war. Nicht, dass es mir in jenem Augenblick etwas bedeutet hätte. Ob verheiratet oder nicht, ihre Augen waren mir vertraut.

Sie tat einen tiefen Atemzug, so als hätte sie lange den Atem angehalten und sagte fragend: »Du bist Lateiner.«

»Wenn du es sagst«, räumte ich ein.

Wir sahen einander an, und inmitten der lärmenden Volksmenge gab es immer noch nur uns beide, so als wären wir gerade am Morgen vor Anbeginn der Zeiten im Paradies erwacht. Ihre Wangen brannten scheinbar, doch senkte sie nicht ihren Blick vor mir. Wir erkannten einander ja an den Augen. Bis Gemütsbewegung sie überwältigte und sie mit zitternder Stimme fragte: »Wer bist du?«

Aber ihre Frage war gar keine Frage. Mit ihren Worten zeigte sie mir nur, dass sie mich in ihrem Herzen erkannt hatte, so wie auch ich sie. Aber um ihr Zeit zu geben, sich aus ihrer Rührung zu lösen, versetzte ich:

»Im französischen Avignon bin ich aufgewachsen, bis ich dreizehn Jahre alt war. Danach habe ich mancherlei Lande durchwandert. Ich heiße Jean Ange. Hier Johannes Angelos, wenn du willst.«

»Angelos«, wiederholte sie. »Engel. Bist du deshalb so blass und ernst? Und bin ich deshalb so erschrocken, als ich dich erblickte?« Sie trat näher und berührten meinen Arm mit ihrer Hand. »Nein, ein Engel bist du nicht«, sagte sie. »Du bist aus Fleisch und Blut. Warum trägst du einen türkischen Säbel?«

»Ich bin in seinem Gebrauch geübt«, erklärte ich. »Und er besteht aus härterem Stahl als die Säbel und Schwerter, die bei den Christen geschmiedet werden. Im September floh ich aus dem Lager des Sultans, als er nach Abschluss des Baus der Festung am Bosphorus nach Adrianopel zurückkehrte. Seit der Krieg ausgebrochen ist, liefert euer Kaiser keine türkischen Sklaven mehr aus, die nach Konstantinopel geflüchtet sind.«

Sie warf einen Blick auf meine Tracht und stellte fest: »Du bist nicht gerade wie ein Sklave gekleidet.«

»Nein, ich kleide mich nicht wie ein Sklave«, sagte ich. »Fast sieben Jahre lang gehörte ich zum Gefolge des Sultans. Sultan Murad erhob mich zum Aufseher über seine Hunde und überließ mich dann seinem

Sohn. Sultan Mehmed prüfte meinen Verstand und las mit mir griechische und römische Bücher.«

»Wie bist du in türkische Sklaverei geraten?«, fragte sie.

»Ich wohnte vier Jahre lang in Florenz«, antwortete ich. »Damals war ich ein reicher Mann, aber der Stoffhandel ward mir zuwider, und ich nahm das Kreuz. In der Schlacht bei Warna geriet ich in türkische Gefangenschaft.«

Ihr Blick forderte mich zum Weiterreden auf: »Dem Kardinal Julius Cesarini habe ich als Sekretär gedient. Nach der Niederlage geriet sein Pferd in einen Sumpf, und flüchtende Ungarn erdolchten ihn mit ihren Messern. Ihr junger König war ja in derselben Schlacht gefallen. Mein Kardinal hatte ihn dazu überredet, den Eid zu brechen, den er den Türken geleistet hatte. Deshalb vermeinten die Ungarn, er habe einen Fluch über uns gebracht, und Sultan Murad behandelte uns alle als Eidbrüchige. Doch mir tat er nichts zuleide, obwohl er all die Übrigen, die in Gefangenschaft gerieten, hinrichten ließ, sofern sie sich nicht zu seinem Gott und dem Propheten bekennen wollten. Jetzt

habe ich wohl schon genug geredet. Verzeih, ich habe lange schweigen müssen.«

Sie sagte: »Ich höre dir gerne zu und will mehr von dir erfahren. Aber warum fragst du nicht, wer ich bin?«

»Ich frage nicht«, sagte ich. »Es genügt mir, dass es dich gibt. Das genügt wirklich. Ich habe nicht geglaubt, dass mir solches noch einmal widerfahren würde.«

Sie fragte nicht, was ich damit meinte. Sie blickte sich um und bemerkte, dass die Menge sich allmählich zu verlaufen begann. »Komm mit«, flüsterte sie, ergriff meine Hand und zog mich hastig zurück in den Schatten der riesigen Bronzetore der Kirche. »Heißt du die Union gut?«

Ich zuckte mit den Schultern: »Ich bin Lateiner.«

»Tritt über die Schwelle«, forderte sie mich auf. Wir kamen an eine schattendüstere Stelle in der Vorhalle, wo ein ganzes Jahrtausend lang die eisenbeschlagenen Stiefel der Wachsoldaten eine Delle in den Marmorboden geschlagen hatten. Diejenigen, die aus

Furcht vor der Volksmenge in der Kirche geblieben waren, warfen uns verstohlene Blicke zu. Trotzdem schlang sie mir ihre Arme um den Hals und küsste mich.

»Es ist das Fest des heiligen Spyridon«, sagte sie und bekreuzigte sich nach griechischer Weise. »Nur vom Vater, nicht vom Sohne. Mein christlicher Kuss sei das Siegel unserer Freundschaft, dass wir einander nicht vergessen wollen. Bald werden die Diener meines Vaters kommen, um mich zu suchen.« Ihre Wangen glühten, und ihr Kuss war nicht gerade christlich. Auf ihrer Haut spürte ich Hyazinthenduft. Die schmalen Bögen ihrer hohen Augenbrauen waren dunkelblau gefärbt, und ihren Mund hatte sie sich rot angemalt, so wie es bei den Frauen der Oberschicht Konstantinopels Sitte war.

»Ich kann nicht einfach so von dir scheiden«, sagte ich. »Selbst wenn du hinter sieben verschlossenen Türen wohntest, ich gebe nicht auf, bis ich dich wiedergefunden habe. Auch wenn Zeit und Ort uns voneinander trennen sollten, werde ich wieder zu dir finden. Das kannst du nicht verhindern.«

»Weshalb sollte ich dich hindern wollen?«, fragte sie und hob mit bezauberndem Spott die Augenbrauen. »Woher willst du wissen, ob nicht auch ich selbst mit unstillbarer Neugier danach verlange, mehr von dir und deinem merkwürdigen Leben zu erfahren, Herr Angelos?«

Ihr kokettierendes Lächeln war bezaubernd, und der Ton ihrer Stimme sagte mehr als ihre Worte.

»Dann sag, wo und wann«, drängte ich.

Sie hob die Augenbrauen. »Du weißt nicht, wie ungeziemend deine Rede ist. Aber das ist bei den Franken wohl so Sitte.«

»Wo und wann?«, wiederholte ich und griff sie am Arm.

»Was wagst du es?« Bleich geworden durch meinen Vorstoß, starrte sie mich an. »Noch kein Mann hat es gewagt, mich anzurühren. Du weißt nicht, wer ich bin!« Aber sie machte nicht den Versuch, sich aus meiner Umklammerung zu befreien. Empfund sie also Genuss, wenn ich sie so berührte?

»Du bist du«, sagte ich. »Das genügt mir.«

»Vielleicht lasse ich dir eine Nachricht zukommen«, versprach sie. »Was bedeutet Schicklichkeit noch in dieser Zeit der Umwälzungen? Du bist Franke, nicht Grieche. Aber mich zu treffen, kann gefährlich für dich sein.«

»Einst nahm ich das Kreuz, weil mir der Glaube fehlte«, sagte ich. »Alles andere habe ich erreicht, aber zum Glauben habe ich nicht gefunden. Deshalb will ich wenigstens Gott zu Ehren sterben. Ich bin aus dem Lager der Türken geflohen, um auf den Mauern Konstantinopels zu fallen, um Christi willen. Du kannst mein Leben nicht in mehr Gefahr bringen, als es schon immer gefährdet war und ist.«

»Schweig«, sagte sie. »Versprich wenigstens, mir nicht zu folgen. Wir haben schon genug Aufmerksamkeit auf uns gezogen.« Sie verhüllte sich das Gesicht mit dem zerrissenen Schleier, wandte sich von mir ab und trat einen Schritt beiseite.

Blau-weiß gekleidete Diener kamen, nach ihr zu suchen. Sie ging mit ihnen fort, ohne sich noch einmal nach mir umzusehen, und ich folgte ihr nicht. Aber als sie sich entfernte, fühlte ich Kraftlosigkeit in

mir aufsteigen, so als strömte mir alles Blut aus einer offenen Wunde.

14. Dezember 1452

Unter Vorsitz von Kaiser Konstantin beschlossen die Vertreter der verschiedenen Nationen in der St.-Marien-Kirche am Hafen mit einundzwanzig Stimmen gegen das Votum der Venezianer, die im Hafen liegenden venezianischen Schiffe zu Verteidigungszwecken zu beschlagnahmen. Trevisano legte im Namen der Schiffseigner Protest ein. Die Schiffe dürfen ihre Ladung behalten, nachdem die Kapitäne mit einem Kuss auf das Kreuz geschworen hatten, dass sie nicht versuchen würden, mit ihren Schiffen zu fliehen. Als Mietpreis für die Schiffe wurden vierhundert Byzanten je Monat festgesetzt. Das ist ein Wucherpreis, aber Venedig weiß die Gelegenheit zu nutzen, und ein Ertrinkender sollte mit dem Gold nicht knauserig sein.

Der Kaiser beriet sich mit dem falschen Patriarchen, den Bischöfen und Äbten darüber, wie man die Kirchenschätze einschmelzen und zu Geld machen könnte. Dass die Kirchen und Klöster ihrer goldenen und silbernen Geräte beraubt werden sollen, deuten die Mönche als erstes untrügliches Zeichen dafür, dass es mit der Vereinigung der Kirchen, der Union, nun tatsächlich Ernst wird.

Die Immobilienpreise sind völlig zusammengebrochen. Selbst die kurzfristigen Kreditzinsen sind in nur wenigen Tagen auf vierzig Prozent geklettert. Langfristige Kredite bekommt man überhaupt nicht mehr. Edelsteine erzielen Spitzenpreise. Für einen kleinen Diamanten bekam ich Teppiche und Möbel im Wert von sechzig Dukaten. Das Haus, in das ich mich eingemietet habe, konnte ich damit einrichten und verschwenderisch ausstatten. Der Hausbesitzer würde es auch billig verkaufen, aber warum sollte ich auf sein Angebot eingehen? Die Zukunft der Stadt lässt sich ja nur noch in Monaten messen.

Seit zwei Nächten habe ich kaum ein Auge zugetan. Meine alte Schlaflosigkeit ist wieder da. Die Unruhe

sollte mich eigentlich auf die Straße treiben, aber ich bleibe drinnen, für den Fall, dass jemand nach mir sucht. Zu lesen vermag ich nicht. Ich habe schon mehr Bücher als genug gelesen, um die Nutzlosigkeit jeglichen Wissens einzusehen. Mein griechischer Diener wacht über jeden meiner Schritte, aber das ist nur natürlich, und bisher hat es mich nicht gestört. Wie könnten sie auch einem Mann völlig vertrauen, der einst in türkischen Diensten stand? Mein Diener ist ein alter Mann von mitleiderregender Armut. Sein Zubrot gönne ich ihm gerne.

15. Dezember 1452

Nur ein gefaltetes Stück Papier. Gebracht wurde es heute Morgen von einem umherziehenden Gemüsehändler.

»In der Apostelkirche, am Nachmittag«. Sonst stand nichts auf dem Zettel. Gegen Mittag sagte ich meinem Diener, ich ginge in den Hafen und hieß ihn